

MARGARETE MITSCHERLICH-NIELSEN, FRANKFURT A. M.

Persönliche Erinnerungen an die Wiederbelebung der Psychoanalyse in Westdeutschland während der ersten Nachkriegsjahrzehnte*

Übersicht: Der Nationalsozialismus hat Integrität und Substanz der Psychoanalyse in Deutschland nachhaltig zerstört. Die Autorin, selber maßgeblich an der Wiedereinführung psychoanalytischen Wissens und am Aufbau psychoanalytischer Institutionen beteiligt, erzählt die Geschichte der mühseligen, von Widerständen und Behinderungen geprägten Neuaneignung der Psychoanalyse in der frühen Bundesrepublik und verweist in diesem Zusammenhang auf die besondere Bedeutung der Emigranten, die aus Deutschland und Österreich fliehen mußten, und der angelsächsischen Psychoanalyse, vor allem der Londoner »Schulen« um Anna Freud und Melanie Klein.

»Oral history«, so pflegen solche Erinnerungen heute genannt zu werden, dient meist mehr der Mythenbildung als der Wahrheitsfindung, selbst dann, wenn die Berichterstatter sich einer wahrheitsgetreuen Wiedergabe des Erlebten verpflichtet fühlen. Ich kann mir deswegen sehr gut vorstellen, daß bei manchen KollegInnen meine Erinnerungen das gleiche Erstaunen hervorrufen werden, wie ich es oft empfinde, wenn sie sich ihrerseits über frühere Zeiten äußern. Es ist wohl unvermeidlich, sich damit abzufinden, daß Erinnerungen immer Dichtung und Wahrheit zugleich sind, und wir müssen schon zufrieden sein, wenn mit ihnen Entwicklungen, Stimmungen, Ereignisse zumindest tentativ getroffen werden. Die Freunde und KollegInnen aus alten Zeiten haben ja Gelegenheit, korrigierend einzugreifen, wo ihre »Wahrheit« mit der meinen nicht übereinstimmt.

Meine Begegnung mit der Psychoanalyse und ihren Vertretern begann 1947. Natürlich hatte ich schon vorher einiges von und über Freud gelesen, aber der Gedanke, selber Psychoanalytikerin zu werden, kam bei mir erst in den Jahren nach Kriegsende auf. Nachdem ich die letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre in meiner dänischen Heimat verbracht hatte, ging ich 1947 in die Schweiz, um mich mit anthroposophischer Medizin zu befassen. Trotz manch interessanter neuer Gesichtspunkte, die ich dort kennenlernte, war mir bald klar, daß es hier nicht um die Erweiterung medizinischer Kenntnisse, sondern um die Akzeptanz

* Bei der Redaktion eingegangen am 20. 1. 1992.

einer Weltanschauung ging. Kritische Distanz war nicht gefragt. Das bedeutete für mich eine ziemliche Enttäuschung. Als ich in dieser Zeit Alexander Mitscherlich begegnete, schlug er mir vor, die Anthroposophie aus der Sicht der Psychoanalyse zu begreifen und darüber einen Aufsatz für die neugegründete Zeitschrift *Psyche* zu schreiben. Ich fühlte mich entschieden überfordert, da ich zwar hier und da einen Blick in Freuds Werke geworfen, aber die Psychologie doch bisher eher über die Literatur oder gelegentlich auch über Jungs Archetypen zu verstehen versucht hatte. Aus dem Essay »Psychoanalyse der Anthroposophie« wurde also nichts. Immerhin interessierte ich mich seither zunehmend für die Psychoanalyse und immer weniger für die Anthroposophie.

Von Alexander Mitscherlich erfuhr ich über seine Pläne, in Heidelberg eine Abteilung für Psychosomatische Medizin zu gründen. Es war auch die Zeit nach den Nürnberger Ärzteprozessen, an denen er gemeinsam mit Fred Mielke teilgenommen hatte und die später im *Diktat der Menschenverachtung* (1947) bzw. *Medizin ohne Menschlichkeit* (1960) dokumentiert wurden.

1946 hatte Alexander Mitscherlich zusammen mit dem Baseler Philosophen Hans Kunz und mit Felix Schottlaender die *Psyche* gegründet, die ursprünglich im Klett-Verlag erscheinen sollte, dort aber tatsächlich erst seit Anfang der fünfziger Jahre verlegt wurde. Die mit der Zeitschrift ursprünglich verbundenen Hoffnungen, eine Fusion der Theorien auf dem Feld der Psychotherapie zustande zu bringen, erwiesen sich als kurzlebig. Was von den Ideen bei ihrer Gründung die Jahre überdauerte, war das Interesse an der Anwendung der Psychoanalyse in Politik und Gesellschaft, in Medizin, Kunst und Literatur. Die Geschichte der *Psyche*, mit der sich zur Zeit Regine Lockot beschäftigt, war von Anfang an konfliktreich und ist es bis heute geblieben. In den vielen Jahren, in denen ich an der wechselvollen Geschichte der Zeitschrift teilhatte, zerbrachen nicht wenige Freundschaften an den unterschiedlichen Vorstellungen von dem, was in ihr Vorrang haben, wie und von wem sie geführt werden sollte. Selbst in dieser doch recht kleinen, von der größeren Öffentlichkeit nur selten wahrgenommenen Zeitschrift waren und sind Machtkämpfe nichts Ungewöhnliches, so wenig wie in der DPV und in fast allen psychoanalytischen Vereinigungen rund um den Erdball. Die Redaktion der *Psyche* hat sich inzwischen gespalten. Ihr größerer Teil hat eine neue Zeitschrift unter dem Titel *Psychoanalyse. Klinik und Kulturkritik* gegründet, die die Tradition der *Psyche* fortführen wird. Sie wird die Erkenntnisse aus der psychoanalytischen Erforschung des Individuums auf die Gesellschaft im weitesten Sinn anwenden und umgekehrt deren

Einfluß auf die Entwicklung des Individuums besser zu verstehen versuchen, ein Kreislauf, der sich in dauernder Veränderung befindet. Die Trennung von Menschen, von einer Arbeitsgemeinschaft stimmt traurig, ist aber offenbar unvermeidlich und nicht selten Anlaß zu einer Erweiterung des Denkens, zu einem Abbau von bisher nicht wahrgenommenen Vorurteilen.

Dennoch müssen wir uns fragen: Sind wir Psychoanalytiker besonders streitsüchtig oder ist das nur ein ganz gewöhnlicher menschlicher Vorgang, der Intellektuellen überall eigen ist? Mein Freund Steven Marcus pflegte zu sagen, wenn ich mich darüber beklagte: »You know, Margarete, culture that is the warfare of intellectuals«. Und wahr ist es ja, daß die Kultur begann, als die Menschen anfangen, miteinander zu reden, auch wenn es Beschimpfungen waren, statt sich mit Keulen oder anderen Waffen zu erschlagen. Ob alle Streitereien zwischen Intellektuellen und Psychoanalytikern kulturfördernd sind, möchte ich allerdings bezweifeln, auch wenn Trennungen sich im menschlichen Leben durchaus als fruchtbar erweisen können. Und das, so hoffe ich, kann auch für eine Zeitschrift zutreffen.

Zurück zu den fünfziger Jahren. Als ich 1950 nach Stuttgart zog, um meine erste Analyse zu beginnen, war das dortige Institut für Psychotherapie, der Tradition des Berliner Göring-Instituts mehr oder weniger folgend, ganz selbstverständlich auf eine Fusion der verschiedenen psychotherapeutischen Schulen eingestellt. Man war dort auf Harmonie gestimmt, alle Richtungen sollten voneinander lernen, ein Polipragmatismus herrschte, der aber eher zu theoretischen Unschärfen und Verflachungen führte als zur Weiterführung der psychoanalytischen Erforschung des Menschen und seiner Gesellschaft.

Als 1949/50 mit Hilfe von Mitteln aus der Rockefeller-Foundation die seit langem geplante Abteilung für Psychosomatische Medizin in Heidelberg schrittweise aufgebaut werden konnte, kehrte Alexander Mitscherlich von Zürich nach Heidelberg zurück. Auch ich verlegte meinen Wohnsitz von Stuttgart nach Heidelberg bzw. Mannheim, um an einer psychotherapeutischen Abteilung für Kinder und Jugendliche zu arbeiten, einer Dependence der Heidelberger Abteilung.

Damals erlebte ich, welche Folgen die Veröffentlichung der Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses für deren Herausgeber hatte. Die Dokumentation wurde von dem bekannten Internisten Professor Rein als eine »Nachtlektüre für Perverse« bezeichnet. Ihre Veröffentlichung und ihr Inhalt wurden Alexander Mitscherlich persönlich angelastet. Zahlreiche Zeitgenossen, die meine private Beziehung zu ihm nicht kannten,

beschimpften ihn mir gegenüber als »Nestbeschmutzer« und »Vaterlandsverräter« und versicherten mit wiederholter, daß seine Karrierechancen als Dozent (1947 hatte er sich mit der Arbeit *Vom Ursprung der Sucht* habilitiert) an der Universität gleich Null seien. In der *Göttinger Universitätszeitung* beteiligte sich auch Ferdinand Sauerbruch an der Beschimpfung des unbotmäßigen Dozenten aus Heidelberg. Die Macht, die diese Professoren auch nach dem verlorenen Krieg besaßen, war erstaunlich groß, auch die Bedeutung, die ihnen sogar Alexander Mitscherlich zumaß – sicherlich nicht zu Unrecht, was seine eigene Karriere betraf. Die hierarchischen Verhältnisse an der Universität änderten sich in den fünfziger und bis Ende der sechziger Jahre kaum. Für mich war das verblüffend. Im Ausland hatten deutsche Professoren, nachdem viele von ihnen 1933 und später zu begeisterten Nazis und/oder zu Denunzianten geworden waren, ihr hohes Ansehen längst verloren.

Nicht nur war ich ein Leben lang zwischen zwei Kulturen aufgewachsen, in der die Geschichte und manche Dinge des Lebens unterschiedlich wahrgenommen und bewertet wurden, sondern mir war natürlich auch während der Hitler-Zeit, insbesondere während der Kriegs- und Nachkriegsjahre, sehr deutlich geworden, in welchem Ausmaß überall in der Welt deutsche Verhältnisse, deutsche Denkweisen und Umgangsformen, die zur Nazi-Barbarei geführt hatten, in Frage gestellt und kritisiert wurden. In Heidelberg nun sozusagen eine »heile Welt« vorzufinden, in der man so tat, als sei nichts geschehen, in der »Werte« aus der Vorkriegszeit und gesellschaftliche Verhältnisse, wie sie natürlich nicht nur in der kleinen Universitätsstadt seit langem gang und gäbe waren, unkritisch weitergeführt und übernommen wurden – das war schon verblüffend.

Nach einer geistig und politisch bewegten Übergangszeit, die es auch in Deutschland unmittelbar nach dem Krieg gegeben hatte, in der manche Deutsche sich über die Folgen ihrer furchtbaren Ideale und Handlungen Rechenschaft zu geben versuchten, die sich dann glücklicherweise noch in unserer Verfassung niederschlug, war es überraschend, daß in den fünfziger Jahren alles selbstkritische, um Veränderung bemühte Denken so schnell wieder ad acta gelegt wurde.

Nur keine Konflikte, das war im großen und ganzen auch das Motto der verschiedenen psychotherapeutischen Schulen. Wie in Stuttgart und anderen deutschen Instituten für Psychotherapie spiegelten diese Geisteshaltung auch in gewisser Weise die ersten Jahrgänge der Zeitschrift *Psyche* wider.

In dieser Zeit waren es die Kollegen und Freunde aus dem Ausland, die uns die Freudsche Psychoanalyse neu vermittelten, uns mit deren Wei-

terentwicklung bekanntmachten und uns dadurch eine neue Sicht der Dinge ermöglichten. Alexander Mitscherlich war 1951 für einige Zeit nach Amerika gegangen und hatte dort alte Freundschaften neubelebt und neue Freundschaften begonnen. Zu ihnen gehörte die zu Fritz Redlich, die sich bis heute erhalten hat. Seit 1949 kamen zahlreiche psychoanalytische Kollegen und Kolleginnen aus den verschiedenen europäischen Ländern und aus den USA nach Heidelberg. Die Psychoanalyse wurde für uns zu einer wesentlichen Denkalternative gegenüber der konservativen Rückkehr zum »Gedankengut« der Vorkriegszeit, ja, des Zweiten Reiches, das das deutsche, und nicht nur das Heidelberger, Geistesleben beherrschte.

Anfang der fünfziger Jahre hatte ich nach zwei kürzeren Analysen das Bedürfnis, mit Hilfe eines Analytikers, der mit der Entwicklung der Psychoanalyse unmittelbar verbunden war, weiter an mir zu arbeiten. Durch Vermittlung von Alexander Mitscherlich erklärte sich Michael Balint dazu bereit, meine Analyse zu übernehmen. Balint war durch seine eigenständigen und originellen psychoanalytischen Beiträge international bekannt geworden. Seine Arbeiten zur »primären Liebe«, zur Objektbeziehungstheorie, zur Anwendung der Psychoanalyse in der allgemeinen ärztlichen Praxis, seine Kritik an der hierarchisch strukturierten Ausbildungssituation wurden auch in Deutschland zunehmend rezipiert.

Dieser erste Aufenthalt in London eröffnete mir neue Dimensionen der Wahrnehmung meiner selbst, aber auch der Wahrnehmung einer anderen psychoanalytischen Kultur, als ich sie bisher erlebt hatte. Die deutsche Psychoanalyse erschien mir demgegenüber als ziemlich vorgestrig, was ja auch der Wirklichkeit entsprach.

In London blieben mir die Konflikte zwischen den psychoanalytischen Schulen, wie sie damals bestanden, nicht verborgen. Mit den Einzelheiten dieser Konflikte machten mich 1938 aus Berlin und noch früher aus Frankfurt emigrierte psychoanalytische Kollegen und Kolleginnen bekannt, Einzelheiten, die ich begierig aufzog und als spannend erlebte, auch wenn diese Auseinandersetzungen natürlich für Melanie Klein (vgl. Grosskurth, 1987) und insbesondere für Anna Freud (vgl. Young-Bruehl, 1988) alles andere als erfreulich waren. Aus der deutschen psychoanalytischen Ausbildungsszene stammend (sofern es denn eine gab), wenn auch mit dänischem Paß, war ich manchen Londoner Einschränkungen, was die Teilnahme an Seminaren und anderen Ausbildungsveranstaltungen betraf, weniger unterworfen als die am Ort lebenden Kandidaten. Die Ausbildung war bekanntlich in verschiedenen Gruppen

aufgeteilt, die Freudianer wollten mit den Kleinianern nur wenig zu tun haben. Neben der A (Klein)- und B (A.-Freud)-Gruppe gab es noch die Middle-group. Zu dieser Gruppe gehörten Balint und Winnicott und viele andere bekannte AnalytikerInnen.

Trotz aller Probleme und Berührungsängste zwischen den einzelnen Gruppen trafen sich am Mittwochabend alle Analytiker Londons, um den Vortrag eines ihrer Mitglieder anzuhören und zu diskutieren. Das war für mich äußerst aufschlußreich. Mein Analytiker Michael Balint sprach über seine Arbeit mit Ärzten, worüber er später das bekannte Buch *Der Arzt, sein Patient und die Krankheit* (Stuttgart 1957) veröffentlichte. Natürlich empfanden viele seiner Kollegen und Kolleginnen diese Art der Anwendung der Psychoanalyse als zweitklassig, insbesondere die Kleinianer lehnten sie ab oder belächelten sie. Auch Melanie Klein äußerte sich mir gegenüber ziemlich verächtlich über die Arbeiten Balints, wie sie überhaupt die meisten Anwendungen der Psychoanalyse als deren Verwässerung ablehnte. Dieselbe Ansicht vertrat damals auch Paula Heimann, die in der kleinianischen Psychoanalyse eine wesentliche Weiterführung der Arbeiten Freuds sah: Freud habe die Tür zum Unbewußten geöffnet, Melanie Klein habe sie weit aufgestoßen. Später trat Paula Heimann bekanntlich aus der A-Gruppe aus, was von vielen ihrer Kollegen und Kolleginnen als ein besonders mutiger Schritt empfunden wurde, etwa so, wie wenn jemand aus einer strengen Glaubensgemeinschaft austritt, in der er bisher seine Freunde und seine Heimat gefunden hatte, und dadurch zu einem geächteten Dissidenten wird. Meines Erachtens war Paula Heimann schon mit ihrer Arbeit über die Gegenübertragung (1950) eigene Wege gegangen. Viel mehr als bei Melanie Klein trat darin die Beziehung zwischen dem Patienten und seinem Analytiker in den Mittelpunkt des Interesses. Melanie Kleins Annahme von frühen Entwicklungsphasen, die – anders als bei Freud – recht starr festgelegt waren, dirigierte die Deutungsarbeit. Diese wurde beweglicher durch die Heimannsche Nutzung eigener Gefühle zur Wahrnehmung dessen, was im Patienten vor sich geht. Der Patient bleibt nicht nur das Kleinkind, er wird vielmehr zu einem auf gleicher Ebene wahrgenommenen Erwachsenen, ohne daß er dabei seine Verwurzelung in der Kindheit aufgibt. Der unmittelbare und »natürliche« Rapport mit dem Patienten steht im Mittelpunkt von Paula Heimanns Interesse. Dieser Rapport kann nur entstehen, wenn die/der Analytiker eigene, durch den Patienten evozierte Gefühle wahrnehmen und aushalten kann und möglicherweise als eine Reaktion auf den im Patienten stattfindenden Prozeß entdeckt und so zu dessen Verständnis beiträgt. Der Analytiker

erstarret dann nicht in einer vorgeschriebenen Haltung, z. B. der »Spiegel« des Patienten zu sein, eigene Gefühle nur als Widerstand analysieren oder dem Patienten gegenüber die Haltung eines Chirurgen einnehmen zu müssen. »Die analytische Situation ist eine Zweierbeziehung. Was diese Beziehung von anderen unterscheidet, ist nicht das Vorhandensein von Gefühlen beim Partner, dem Patienten, und ihre Abwesenheit beim anderen Partner, dem Analytiker, sondern der *Grad* der Gefühlsenerlebnisse, die der Analytiker hat, und der *Gebrauch*, den er von seinen Gefühlen macht, zwei Faktoren, die in Wechselbeziehung zueinander stehen« (Heimann, 1960, S. 484).

Was haben diese Einzelheiten aus der Geschichte der Londoner Psychoanalyse mit der Entwicklung der Psychoanalyse im Nachkriegsdeutschland zu tun? Ich glaube, einiges. Zumindest die Heidelberger Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen identifizierten sich in dieser Zeit zunehmend mit der Entwicklung der Psychoanalyse, wie sie ihnen durch englische, amerikanische und holländische Analytiker vermittelt wurden, von denen viele während der Nazizeit aus Deutschland, Österreich und Ungarn vertrieben worden waren. Französische AnalytikerInnen gab es damals relativ wenige. Viele waren emigriert oder gingen nach der Besetzung Frankreichs durch die Deutschen in den Untergrund.

Ende der fünfziger Jahre verbrachten Alexander Mitscherlich und ich ein weiteres Jahr in London, um unsere Analyse ein Stück weit fortzuführen und zu vertiefen. Dieser Aufenthalt intensivierte natürlich die Kontakte und Freundschaften mit den Londoner Kollegen und Kolleginnen.

Während dieser Zeit in London war ich Mitglied einer Gruppe kleinianischer Analytiker, die ihre Fälle miteinander besprachen. Schon bei meinem ersten Aufenthalt hatte ich mich für die kleinianische Version der Psychoanalyse interessiert und an den Seminaren von Melanie Klein teilgenommen. Deren Vorstellung von einer paranoid-schizoiden Phase, die wir alle in der frühen Kindheit durchlaufen und die – wenn es gutgeht – von einer depressiven Phase abgelöst wird, leuchtete mir ein. Das Ziel einer Psychoanalyse lag auch für mich wesentlich in der Überwindung von paranoiden Selbstentfremdungen, die erkannt und damit zurückgenommen werden können, wie auch in der Wahrnehmung der eigenen zerstörerischen Potentiale, die sich oft gerade auf diejenigen Menschen richten, mit denen wir uns am engsten verbunden fühlen. Daß mit der Erkenntnis eigener innerer Vorgänge tiefe Depressionen und Trauer sich einstellen können, die das Bedürfnis nach Wiedergutmachung verstärken, ist allen AnalytikerInnen bekannt.

Melanie Klein und ihr Denken waren damals in Deutschland wenig verbreitet. Deshalb beschäftigte ich mich ab 1956 in Seminaren an der Heidelberger Psychosomatischen Klinik mit ihren Theorien. Kürzlich las ich zu meinem Erstaunen, ich hätte mich in den fünfziger Jahren der Kleinschen Analyse zugewandt, um mich dann sehr bald wieder von ihr abzuwenden. Das entspricht nicht den Tatsachen. Zutreffend ist, daß die politische Linie, zu der wir uns entschieden, nämlich zur Parteinahme für Freud und Anna Freud, denen wir so viel verdankten, damals von fast allen deutschen PsychoanalytikerInnen geteilt wurde.

Für mich waren und sind manche der kleinianischen Theorien hilfreich für das Verständnis komplizierter seelischer Vorgänge. Ich bin nach wie vor davon überzeugt, daß die Entwicklung der Fähigkeit, Projektionen und projektive Identifikationen zurückzunehmen und dadurch seine Mitmenschen wie auch sich selbst unverzerrter wahrnehmen zu können, sowie der Fähigkeit zur Trauer und des Bedürfnisses nach Wiedergutmachung zu den wichtigsten Errungenschaften einer psychoanalytischen Therapie gehören. Dazu zählt auch der befreite Umgang mit tiefsitzenden Neidgefühlen, die unsere Lust am Lernen und Erkennen, ja, am Leben überhaupt zerstören.

Die Entwicklung der Fähigkeit zur Kritik und Selbstkritik, die Befreiung von Vorurteilen und entwicklungseinigenden Identifikationen sind mit Trauer- und Trennungsarbeit eng verbunden, auch wenn eine solche Befreiung von kindlichen Identifikationen als Vorbedingung für eine seelische und geistige Erweiterung durch neue Identifikationen erst während und nach der Pubertät voll wirksam wird. Darin stimme ich mit Mario Erdheim (1990) überein, wie auch darin, daß zwischen Familie und Kultur ein Antagonismus herrscht und kulturelle Verhältnisse nicht einfach Abklatsch familiärer sind. Das regressive Modell der Psychoanalyse behauptet das Gegenteil; in ihm wird alles im Leben eines Menschen auf die frühe Kindheit bezogen.

Seit einigen Jahren sind die Theorien Melanie Kleins in der deutschen Psychoanalyse »modern« geworden. Als Analyse könne nur angesehen werden, was bis zum »psychotischen Kern« eines Menschen vordringe, und was ihn »auflösen« könne. Ich halte dieses Verständnis von Psychoanalyse weitgehend für Ideologie und empfinde es als gefährlich, wenn einem für bestimmte psychoanalytische Theorien »Glaubensbekenntnisse« abverlangt werden. Die Selbstidealisation mancher PsychoanalytikerInnen und ihre Überzeugung, die Wahrheit für alle und für alle Zeiten gefunden zu haben, behindert, wie man weiß, die wissenschaftliche Weiterentwicklung der Psychoanalyse.

Es ist ein Paradox der psychoanalytischen Forschung, »daß ihr Gegenstand, das Unbewußte, sich immer neu bildet; es gleicht einem Kontinent, der in ständiger Veränderung begriffen ist« (ebd.), Erkenntnisse, die das allgemeine Bewußtsein einer Gesellschaft erreichen, dringen auch ins Unbewußte einer Gesellschaft ein und ändern sie. Veränderte Vorstellungen von dem, was als »männlich« und »weiblich« angesehen wird, haben das Bewußte, aber auch das Unbewußte unserer Gesellschaft erreicht und diese bereits mehr modifiziert, als manche von uns wahrhaben wollen.

In den konservativen fünfziger Jahren, in denen sich in Deutschland die hierarchischen gesellschaftlichen Verhältnisse – in einer alten Universitätsstadt wie Heidelberg konnte man das besonders gut beobachten – im Vergleich zu den dreißiger Jahren, in denen auch das Zweite Reich Auferstehung feierte, kaum verändert hatten, zählte die Psychoanalyse zu den wenigen wiederentdeckten Wissenschaften, die überkommene »Werte« kritisch durchleuchteten und sich für die Vergangenheit, auch und gerade für die jüngste deutsche Vergangenheit, interessierten.

Für mich bedeutete die Psychoanalyse ungeheuer viel, nämlich die Befreiung von alteingesessenen nationalen und gesellschaftlichen Vorurteilen, wie natürlich auch eine Erweiterung des Wissens um das eigene Selbst und damit auch um die Neurosen meiner Patienten und Patientinnen. Mit Hilfe der Psychoanalyse versuchten Alexander Mitscherlich und ich die Katastrophe des Dritten Reiches, in deren Schatten wir alle lebten und leben, deren Entstehung und Folgen besser zu verstehen. Dieses Interesse teilten wir mit vielen AnalytikerInnen, insbesondere mit denjenigen, die in den dreißiger Jahren nach England, Frankreich oder Amerika emigriert waren. Langsam begriffen wir nicht nur, wie es zum Hitlerismus hatte kommen können, sondern auch, wie weit entfernt wir von einer verstehenden Bearbeitung der Vergangenheit in der Gegenwart noch waren. Daß Vergangenheit abgeschlossen sein muß, um Gegenwart herzustellen, wurde uns immer klarer. Ohne Trauerarbeit war und ist das nicht zu leisten.

Hilfe wurde uns von vielen Seiten zuteil. Die Freundschaft mit Fritz Redlich vertiefte sich. Wir sahen uns in Heidelberg und Frankfurt, er war auch bei der Eröffnung des Frankfurter Instituts zugegen. Bei wiederholten Reisen in die USA kam es zu anregenden Begegnungen mit ihm und seinen Freunden. Helmut Thomä verbrachte ein Jahr in seiner Klinik in Yale. Fritz Redlichs Buch *Der Sozialcharakter psychischer Störungen* wurde zu einem Standardwerk für diejenigen in Frank-

furt und Heidelberg, die die Abhängigkeit psychischer Erkrankungen von gesellschaftlichen Verhältnissen untersuchten.

Auch Erik H. Erikson gehörte zu den frühen Besuchern in Heidelberg und Frankfurt. Anlässlich der Feier zum 100. Geburtstag Freuds, 1956, die von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno auf der einen, von Alexander Mitscherlich auf der anderen Seite gemeinsam geplant wurde, hielt er am 6. Mai die Festrede. Ihr folgten über ein ganzes Semester hinweg zahlreiche Vorträge von bekannten Analytikern und AnalytikerInnen sowohl in Frankfurt wie auch Heidelberg. Diese Vorträge führten zu einer Art Durchbruch der Psychoanalyse in der BRD. Das erlebte nicht nur Jürgen Habermas so. Insgesamt nahm das öffentliche Interesse an psychoanalytischer Theorie, Behandlung und Ausbildung langsam, aber unübersehbar zu.

Erikson sprach damals über »Das Problem der Identität«, ein Problem, das uns bekanntlich noch heute umtreibt und Anlaß zu vielen Auseinandersetzungen war und ist. Ob sich diese Diskussionen nun um die »nationale Identität« drehen oder um die geschlechtsspezifische, ob um die berufliche oder welche auch immer begehrte, aufgedrängte oder abgelehnte »Identität«: Das Problem der »Identität«, die Auseinandersetzungen über diesen Begriff und seine Inhalte haben ihre Aktualität bis heute nicht verloren.

Mit der Freud-Feier am 6. Mai 1956 in Frankfurt wuchs auch das Interesse dieser Stadt und des Landes Hessen an der Gründung eines Instituts für Psychoanalyse. An der Feier nahmen der Bundespräsident Theodor Heuss, der hessische Ministerpräsident Georg-August Zinn, der Kultusminister Schütte, die Ministerialrätin Helen von Bila, die sich so mutig für die Sache der Psychoanalyse einsetzte, und viele andere Personen des kulturellen und politischen Lebens in Deutschland teil. Zinn empfahl damals den Politikern, sich für ein psychoanalytisches Institut schon aus eigenem Interesse einzusetzen, und hatte damit offenbar Erfolg. Seither gab es einen lebhaften Kontakt mit ihm und seinen Mitarbeitern einerseits, mit Horkheimer, Adorno und später auch Habermas andererseits, bis es schließlich 1960 zur Gründung des Sigmund-Freud-Instituts in Frankfurt kam. Dieses Institut stand nicht nur bei den Frankfurter Bürgern in hohem Ansehen; das Interesse an der Psychoanalyse wuchs im gesamten Bundesgebiet, zahlreiche psychoanalytische Publikationen erschienen bei Suhrkamp, S. Fischer, Klett, Piper und anderen Verlagen. Von Anfang an arbeitete ich an ein paar Wochentagen am Institut, behandelte aber einen großen Teil meiner Patienten weiterhin in Heidelberg. Der Umzug nach Frankfurt erfolgte erst 1967. Feindschaften unter Kol-

legInnen und Auseinandersetzungen gibt es unter Intellektuellen und Psychoanalytikern überall, also auch in Heidelberg. Dennoch fiel mir der endgültige Abschied von Heidelberg sehr schwer. Irgendwie hatte es dort einen Zusammenhalt gegeben, der nicht nur mit Hilfe von Feindbildern zustandekam. Natürlich hatten wir als PsychoanalytikerInnen eine Reihe von Feinden, die wir auch als solche empfanden, aber unser Hauptinteresse lag doch in der Erweiterung unseres Wissens über die Psychoanalyse und damit über uns selbst und die Gesellschaft, in der wir lebten. Wir waren eine kleine Gruppe, empfingen aber ungezählte Anregungen durch Besucher aus aller Welt, durch Kongresse und Arbeitsgemeinschaften, die wir veranstalteten oder an denen wir teilnahmen. Wir hatten viel zu lernen, und das geschieht am lebendigsten mit Hilfe der Identifikation mit Menschen, die man achtet und die Wissenserweiterung und Denkerneuerung anbieten. Nur Neid kann diese Art des Lebens und Lernens stören, und davon gab es in Heidelberg wenig, zumindest habe ich es so erlebt.

Das änderte sich in Frankfurt. Wir saßen in einem Institut eng zusammen, die allwöchentlichen Gäste blieben immer häufiger fern, während die Rivalität untereinander zunahm. Ich nehme an, daß das der übliche Lauf der Dinge ist. Wenn man »erwachsen« wird, hört das lustvolle Lernen durch neue Identifikationsfiguren weitgehend auf, man selber wird oft nolens volens zu einer solchen Figur oder strebt gar danach, was wiederum neue Rivalitäten schafft.

Mit dem Streben, Vorbild oder gar »Führer« sein zu wollen, verbindet sich nicht selten eine gewisse narzißtische Rigidität. Lebendig bleiben nur solche Menschen, die die Lust an neuen Erkenntnissen auch über sich selber höher bewerten als Anerkennung von außen. Dabei ist klar, daß mit zunehmendem Alter auf das Lernen durch Vorbilder mehr und mehr verzichtet werden muß, und auch, daß Neid die Lust am Lernen hemmt, Rivalität sie aber eher fördert.

Wie dem auch sei: Ich zumindest erlebte das Frankfurter Institut als relativ starr und habe lange der kreativen, lebendigen Atmosphäre Heidelbergs nachgetrauert. Dazu trug natürlich auch die später einsetzende schwere Erkrankung meines Mannes bei.

Im Laufe der sechziger Jahre wurde offensichtlich, daß die Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse die öffentliche Meinung in der Bundesrepublik und das Denken der jüngeren Generation erheblich beeinflusste. Die Psychoanalyse spielte für die 68er Studentenrevolte eine nicht unwichtige Rolle. Erstmals befragte die studentische Jugend ihre Väter nach ihrer Vergangenheit und nach deren Beteiligung am Nationalsozia-

lismus. Bei den Frauen förderte die antiautoritäre Bewegung das Bewußtsein der eigenen Unterdrückung. Ihre Mütter fragten sie nicht, weil sie erkannten, daß unsere »Demokratie«, unsere »Volksherrschaft« in hohem Maße eine Demokratie von Männern ist. Daran hat sich bis heute nicht sehr viel geändert. Mit der Frauenbewegung habe ich mich seit ihrer Neubelebung Anfang der siebziger Jahre zunehmend identifiziert und versucht, mit Hilfe der Psychoanalyse die Situation der Frauen besser zu verstehen und damit auch verhärtete geschlechtsspezifische Rollenvorstellungen und »Werte« kritisch zu durchleuchten. Mir wurde immer klarer, in welchem Ausmaß die Nazi-Zeit von Männlichkeitswahn, Herrenrassentum und entsprechenden »Idealen« beherrscht war. Rassismus und Sexismus erschienen mir immer mehr als zwei Seiten der selben Medaille.

Zusammenfassend kann man sagen, daß in den fünfziger und sechziger Jahren die Neuaneignung psychoanalytischer Erkenntnisse stattfand, die uns in den zwölf Jahren der nationalsozialistischen Barbarei verlorengewonnen waren. Der Aufbau eines psychoanalytischen Grundwissens nahm uns, vor allem in den fünfziger Jahren, völlig in Anspruch und erfüllte uns mit Begeisterung. Mit vielen seinerzeit emigrierten Analytikern und Analytikerinnen teilten wir das Interesse, unsere jüngste Vergangenheit mit Hilfe dieses Wissens besser zu verstehen, damit sie sich niemals wiederhole. Nach zahlreichen Diskussionen mit Kollegen und Freunden im In- und Ausland veröffentlichte ich gemeinsam mit Alexander Mitscherlich das Buch *Die Unfähigkeit zu trauern* (1967). Es ist nach der »Wiedervereinigung« erneut aktuell geworden und erschien vor kurzem im Leipziger Reclamverlag. Seither werde ich oft danach gefragt, wie es mit der Fähigkeit oder Unfähigkeit zu trauern bei den Menschen in den neuen Bundesländern aussieht. Man könnte ganz einfach antworten: Schaut sie euch doch an, die Osis, sie sind depressiv, ihr Selbstwertgefühl ist gering. Sie hatten eben kein Wirtschaftswunder, keine Gelegenheit, mit Hilfe eines hektischen Wiederaufbaus ihre Depression abzuwehren. Sie leiden bis heute unter dem Schock ihrer zusammengebrochenen Ideale nach dem Ende des Hitlerreichs, ein Schock, der erneut aktiviert wurde durch die Entidealisierung des »real existierenden Sozialismus«. Andererseits wurde ihnen das Verdrängen durch ihre – im Gegensatz zu unserer – eindeutig antifaschistische Regierung geradezu angeboten. In der DDR hieß es: Die Hitlers kommen und gehen, das deutsche Volk bleibt bestehen. Gleichsam in einem Aufwasch konnten sie gemeinsam mit den DDR-Machthabern die stalinistischen Verbrechen mitverdrängen.

Aber das ist ein weites Feld und viel zu kompliziert, um es in wenigen Sätzen abzuhandeln.

Natürlich standen in den fünfziger und sechziger Jahren nicht nur gesellschaftspolitische, sondern auch klinische Erfahrungen im Mittelpunkt unseres psychoanalytischen Interesses. Die Anregungen und Förderungen, die wir von Analytikern wie Michael Balint, Willie Hoffer, John Klauber, Jeanne Lampl-de Groot, Paula Heimann, Piet Kuiper, Yella und Henry Loewenfeld, Bela Grunberger und vielen anderen in Diskussionen und Vorträgen erhielten, sind sicherlich allen Beteiligten unvergessen und hatten für uns unschätzbaren Wert. Piet Kuiper nahm es auf sich, alle drei Wochen zu uns zu kommen, um mit Hilfe von Supervisionen und Seminaren an unserer Ausbildung teilzunehmen.

Auch wenn die Widerstände gegen die Psychoanalyse an den Universitäten nur mühsam oder gar nicht zu überwinden waren, konnte man doch sehen, daß die Psychoanalyse ihren Einfluß auf andere Wissenschaften vermehrte. Die Verbindung von Methode und Theorie, vor allem aber die Einbeziehung des Beobachters in den Untersuchungsprozeß erwies sich als ein neues Paradigma des Wahrnehmens, als eine wissenschaftliche Revolution, die z. B. im Bereich der Physik für Physiker wie Niels Bohr größte Bedeutung gewann.

Daß der Einfluß der Psychoanalyse auf unsere Gesellschaft mittlerweile wieder zurückgegangen ist, kann niemandem entgangen sein. Das mag mit der Starrheit einer hierarchischen Ausbildungssituation zusammenhängen, mit der Tendenz zur Selbstidealisierung psychoanalytischer Institutionen oder mit dem Fehlen kreativer und unabhängig denkender Köpfe, die man sich nun einmal nicht »backen« kann. Vielleicht war der Schock der Nazi-Barbarei so groß, daß er uns bis heute zur Trauer unfähig macht, daß wir fürchten, eine depressive Phase nicht lebend überstehen zu können. Eine solche Depression aber wäre die Bedingung dafür, wieder offen für eigene und fremde Gefühle und seelische Erlebnisse zu werden.

Faktisch mußte die Psychoanalyse als Wissenschaft nach 1945 in Deutschland neu eingeführt werden. »Man muß wirklich zu den Anfängen der Psychoanalyse zurückkehren, um das Maß an Ignoranz in den ersten Nachkriegsjahren abschätzen zu können. Momente lebten wieder auf, die das Niveau der Invektiven aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg hatten« (H. Thomä, Ansprachen und Vorträge zur Einweihung des Institut-Neubaus, 14. 10. 1964).

(Anschrift der Verf.: Dr. Margarete Mitscherlich-Nielsen, Freiherr-vom-Stein-Str. 25, 6000 Frankfurt/Main 1)

Summary

Personal Recollections of the Revival of Psychoanalysis in West Germany during the First Post-war Decade. – National Socialism destroyed the integrity and substance of Psychoanalysis in Germany for a long time to come. The author was among those responsible for the reintroduction of psychoanalytic knowledge and in the organization of psychoanalytic institutions. In this article she tells about the difficulties in reestablishing psychoanalysis in the new Federal Republic, where it met considerable resistance and obstacles. In particular the author gives credit to the significant contribution of German and Austrian emigrants as well as that of psychoanalysis in Anglosaxon countries, especially the London »Schools« of Anna Freud and Melanie Klein.

BIBLIOGRAPHIE

- Erdheim, M. (1990): Wie familiär ist der Psychoanalyse das Unbewusste? Über homogene und heterogene Psychoanalyse. In: C. Rohde-Dachser (Hg.): *Zerstörter Spiegel. Psychoanalytische Zeitdiagnosen.* Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht), 17–31.
- Heimann, P. (1960): Bemerkungen zur Gegenübertragung. *Psyche*, 18 (1964), 483–493.
- Grosskurth, P. (1987): *Melanie Klein, her world and her work.* Boston (Harvard Univ. Press).
- Redlich, F., und A. B. Hollingshead (1975): *Der Sozialcharakter psychischer Störungen.* Frankfurt/M. (S. Fischer).
- Young-Bruehl, E. (1988): *Anna Freud.* New York.